



**You have downloaded a document from  
RE-BUS  
repository of the University of Silesia in Katowice**

**Title:** Das Sprichwort und das Weltbild. Eine semiotisch-hermeneutische Untersuchung

**Author:** Jan Kajfosz

**Citation style:** Kajfosz Jan. (2010). Das Sprichwort und das Weltbild. Eine semiotisch-hermeneutische Untersuchung. W: S. Gester, L. Marek (red.), "Phraseologismen und Sprichwörter in der modernen deutschen Sprache" (S. 51-61). Zlín : Univerzita Tomáše Bati ve Zlíně



Uznanie autorstwa - Bez utworów zależnych Polska - Ta licencja zezwala na rozpowszechnianie, przedstawianie i wykonywanie utworu zarówno w celach komercyjnych i niekomercyjnych, pod warunkiem zachowania go w oryginalnej postaci (nie tworzenia utworów zależnych).



UNIwersYTET ŚLĄSKI  
W KATOWICACH



Biblioteka  
Uniwersytetu Śląskiego



Ministerstwo Nauki  
i Szkolnictwa Wyższego

# DAS SPRICHWORT UND DAS WELTBILD. EINE SEMIOTISCH-HERMENEUTISCHE UNTERSUCHUNG

Jan Kajfosz

„We have few names and few definitions for an infinity of single things. Therefore recourse to the universal is not strength of thought but *weakness of discourse*. The problem is that man always talks in general while things are singular. Language names by blurring the irrepressible proof of the existing individual.“

– Umberto Eco (2000, S. 23)

## 1 DAS WELTBILD UND DAS SPRACHLICHE WELTBILD

Im folgenden Text wird das Sprichwort im Bezug auf seine Fähigkeit, sich als Wissen zu präsentieren, untersucht. Unter dem Begriff Wissen muss man sowohl das *formulierte* (also: objektivierte, als Text verfasste) Wissen verstehen, als auch das *unformulierte* Wissen, das nicht in Gestalt von Text erscheint und seinen Ausdruck vielmehr in menschlichen Weltbezügen, darunter im Handeln findet. Diese Unterscheidung kann auf die wissenschaftlichen Ansätze der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts zurückgeführt werden, wo die Fähigkeit des Subjektes zur bewussten Konstituierung der Lebenswelt und seiner selbst in Frage gestellt wurde. Der Verfasser dieses Aufsatzes will an die eher optimistische Variante dieser Fragestellung anknüpfen, und zwar an die phänomenologisch-hermeneutische Voraussetzung, dass selbst wenn jedem Bewussten immer etwas Unbewusstes zu Grunde liegt, es aber dennoch zwischen dem einen und dem anderen keine unüberbrückbare Kluft gibt, sodass es prinzipiell immer möglich ist, das Unbewusste bewusst zu machen. Es wird hier vorausgesetzt, dass der Mensch das Vermögen hat, die Strukturen seines Denkens – das Reich des Kategoriellen oder Konzeptuellen – im reflexiven Hinterfragen des Gedachten zu ergreifen und zu überprüfen. Abgesehen davon, welche Bedeutung die einzelnen sprach- und kulturwissenschaftlichen Ansätze der Reflexion zusprechen oder abstreiten, sind sich alle dahingehend einig, dass das „theoretische“ (formulierte, objektivierte) Wissen durch das Reich des „vortheoretischen“ (unformulierten, unobjektivierten) Wissens begleitet und gestiftet wird, z.B. in Gestalt der angewöhnten Betrachtungsweisen, die nur selten eingesehen, also reflexiv ergriffen werden.<sup>11</sup> Die Frage nach dem Zusammenspiel dieser beiden Wissensformen (als Bewusstseinsinhalte verstanden) ist ausschlaggebend auch für die anthropologisch orientierte Sprach- und Kulturwissenschaft, hauptsächlich als Frage nach dem Zusammenspiel von der Sprach- und Kulturkompetenz des Menschen einerseits und den von ihm hergestellten Texten und seinem Handeln andererseits. Anders gesagt: In der anthropologisch orientierten Sprach- und Kulturwissenschaft – wo Sprache und Kultur als

---

11. „Das aktuell Wahrgenommene, das mehr oder minder klar Mitgegenwärtige und Bestimmte (oder mindestens einigermaßen Bestimmte) ist teils durchsetzt, teils umgeben von einem dunkel bewußten Horizont unbestimmter Wirklichkeit.“ (Husserl 1922, S. 49, vgl. Husserl 1952, S. 3–13) Vgl. mit späteren soziologischen Begriffen *schweigendes Wissen* (Polanyi 1967) oder *Rezeptwissen* (Berger, Luckmann 1971).

zwei ineinandergreifende, unzertrennlich verbundene Zeichensysteme verstanden werden (Lotman, Uspienski 1975, S. 179) – wird die allgemeine Frage nach den beiden Formen des Wissens hauptsächlich auf die Frage nach dem Zusammenspiel von nicht objektivierten (oder nur wenig objektivierten) Kodex und objektivierten Texten eingeschränkt.

Die Tatsache, dass nur ein Bruchteil des Wissens im Alltag als Wissen identifiziert, beschrieben und erklärt wird und nur ein Bruchteil von Erfahrungen und Motiven eingesehen wird (Fay 2002, S. 32–35, Burszta 1998, S. 49–55), findet ihren Niederschlag auch in der Theorie des sprachlichen Weltbildes, die zur theoretisch-methodologischen Basis dieser Untersuchung gewählt wurde. Unter dem *sprachlichen Weltbild* wird hier jener Teil des Weltbildes verstanden, der sich im Sprachsystem manifestiert (Maćkiewicz 1999b, S. 194). Das *Weltbild* eines Menschen oder einer ganzen Menschengemeinschaft kann man wiederum als Anwesenheit eines höchstkomplizierten (und dadurch mehr oder weniger widerspruchsvollen) Sinnes verstehen, der sich im Handeln und in Texten manifestiert, die auf die Welt als Ganzes (als Weltbeschreibung) oder auf einen ihrer Bestandteile gerichtet sind. Im phänomenologischen Sinne ist das Weltbild die intentionale – also subjektbezogene – Wirklichkeit. Daher ist sie als eine Eigenschaft des einverlebten Subjektes zu verstehen, im Unterschied zu dem sprachlichen Weltbild, das als eine Eigenschaft der Sprache zu verstehen ist. Selbst das Weltbild, als Anwesenheit des subjektbezogenen Sinnes, ist gewissenmaßen „sprachlich“, und zwar deswegen, dass seine Gestalt durch das entsprechende sprachliche Weltbild (also: durch die im Sprachsystem fixierten Erfahrungen, Ansätze, Gesichtspunkte und Angewohnheiten) mehr oder weniger geprägt wird. Das sprachliche Weltbild und das Weltbild sind deshalb als eine dialektische Einheit zu verstehen, wo einerseits das sprachliche Weltbild die Erfahrungen, Ansätze, Gesichtspunkte und Angewohnheiten seiner Träger – und somit ihr ganzes Weltbild – prägt, andererseits wirken die Erfahrungen, Ansätze, Gesichtspunkte und Angewohnheiten der Mitglieder der entsprechenden Sprachgemeinschaft auf ihr Sprachsystem ein (Weisgerber 1929, S. 86–87, S. 98–99). Die gleiche Dialektik gilt auch für die als Zeichensystem verstandene Kultur, die jede Sprache notwendig begleitet.

Die Sprachwissenschaft und Kulturwissenschaft liefern genügend Argumente dafür, dass das sprachliche Weltbild und das Weltbild manchmal insofern ineinanderfallen, dass eine Trennlinie zwischen dem Sprachsystem (*langue*) und seinen Realisierungen – den Texten (*paroles*) – schwer zu ziehen ist (Maćkiewicz 1999b, S. 194–195). Es wird immer deutlicher, dass das Sprachsystem mit seinen Texten so untrennbar verbunden ist, dass in vielerlei Hinsicht nicht eindeutig werden kann, was zum System gehört und was zu seinen Realisierungen. Die Texte, die zum Klischee werden (Phraseologismen, Sprichwörter, im Volksmund gebrauchte Sprüche, allgemein bekannte Witze, städtische Legenden und andere umläufige Narrationen), können als Realisierungen des Sprachsystems betrachtet werden, die durch ihre Wiederholbarkeit selbst systemhaft wurden und dadurch in das Sprachsystem eingedrungen sind oder es mehr oder weniger beeinflusst haben. So werden Texte Bestandteile des Sprachsystems, und somit etwas, was die Gestalt neuer Texte prägt. Man kann annehmen, dass Elemente der Sprache ständig zwischen dem Sprachsystem (*langue*) und seinen Realisierungen (*paroles*) unterwegs sind. Daher ist die gegenwärtige Sprachwissenschaft kaum denkbar ohne den Begriff des Diskurses (*discourse*), als Zwischensphäre zwischen dem Kode und dem Text, also als eine dynamische Struktur, die sowohl das Sprachsystem als auch seine Texte sowie die gegenseitigen Beeinflussungen unter ihnen enthält (Dijk 2001, Jäger 2004, S. 113–157, Giza 1991, S. 34–46, Labocha 2000, S. 92). In unserem Zusammenhang heißt das, dass das Weltbild, das sich im sprachlichen Text manifestiert, je

nachdem, wie dieser Text verbreitet und dauerhaft ist, zum Bestandteil des Sprachsystems werden kann.

Wenn man also annimmt, dass die von dem Menschen wahrgenommenen Sachverhalte von vornherein mit Zeichen (darunter mit Wörtern, als Sprachzeichen verstanden), „verschmolzen“ sind (Weisgerber 1964a, S. 41), und dass die menschliche Lebenswelt durch die Eigenart der an ihr beteiligten Zeichensysteme beeinflusst wird (Kajfosz 2003b: S. 468–486), heißt das bei weitem nicht, dass jedes Mitglied einer bestimmten Sprachgemeinschaft nur über ein solches Weltbild verfügen würde, das mit dem in der Sprache fixierten Weltbild identisch wäre. Die Sprache setzt der Erfahrung keine unüberwindbaren Grenzen, sie gestaltet die Erfahrungen lediglich in dem Sinne, dass sie dem Menschen gewisse Sehens- und Interpretationsweisen der angetroffenen Sachverhalte zuschiebt oder dass sich ihm diese Sehens- und Interpretationsweisen selber als etwas Selbstverständliches anbietet (Sapir 1978, S. 22<sup>12</sup>). Es geht nicht darum, dass eine Sprache bei ihren Sprechern gewisse Erfahrung völlig verhindert, sondern diese nahelegt, suggeriert; dass sie ihre Aufmerksamkeit auf gewisse Aspekte richtet, anderen wiederum keine Beachtung schenkt. Die Sprache gewöhnt den Menschen an gewisse Ansätze, Gesichtspunkte, an bestimmte Sehens- und Interpretationsweisen, und erschwert ihm gleichzeitig den Zugang zu anderen Ansätzen, Gesichtspunkten, Sehens- und Interpretationsweisen. Das Angewohnte ist jedoch nicht das einzig Mögliche: Es ist zwischen der habituellen und der potentiellen Erfahrung zu unterscheiden (Sapir 1978, S. 22).

Die Sprache, die die Gestalt des menschlichen Weltbildes prägt, gibt dem Menschen paradoxer Weise zugleich Möglichkeiten zur Transgression seines Weltbildes (Kwaśnica 1991, S. 31–48, Kalaga 2001, S. 10; Fay 2002, S. 72–82). Jeder Mensch kann dank der Sprache, die das Denken überhaupt möglich macht<sup>13</sup>, in seinen Gedanken, Ansichten, Stellungnahmen verschiedene „Lücken“, „Risse“ und „Spalten“ (z. B. in Gestalt von Widersprüchen) entdecken, er kann zu ihnen Stellung nehmen und sie modifizieren. Anders gesagt: Manchmal erkennt der Mensch, dass die wahrgenommene Wirklichkeit mit der Weise, auf der er sie kategorisiert – also begrifflich eingeteilt – hat, nicht übereinstimmt, was ihn dann dazu bringen kann, diese Taxonomie zu modifizieren. Solche Einsichten und die mit ihnen zusammenhängenden Neubewertungen können z. B. in der Entdeckung bestehen, dass man von seinen Stereotypen manchmal getäuscht wird, dass eigene Begriffe und mit ihnen zusammenhängende Wirklichkeitsbilder, Bewertungen und Erwartungen den einzelnen wahrgenommenen Sachverhalten nicht immer entsprechen. So kann man beispielsweise erkennen, dass die Sprichwörter, die sich als „Wahrheiten“ oder als „Wahrheit des Volkes“ präsentieren<sup>14</sup>, im Bezug auf die einzelnen Erfahrungen mit der Welt nicht immer recht haben oder dass sie sich sogar widersprechen.

---

12. Siehe Vorwort von Anna Wierzbicka.

13. Die Bildung von Allgemeinbegriffen ( . . . ) und die Loslösung des Selbstbewußtseins vom naiven Erleben vermag der Mensch nur zu vollziehen in und mit der Sprache. Hier ist alles Sinnliche verflüchtigt, und die abstrakten Gedanken müßten in nichts zerflattern, wenn nicht das Wort den festen Punkt darstellte, um den sie sich kristallisieren können“ (Weisgerber 1964b, S. 180).

14. ‘Sprichwörter sind die Weisheit auf der ‘Gasse’, ‘Sprichwort, Wahrwort’, ‘Przysłowia są mądrością narodów’ (Sprichwörter sind die Weisheit der Völker). (Wójcik, Ziebart 1997)

An Sprichwörtern kann man zeigen, dass dem Menschen die Realität einerseits als eine taxonomisierte Ordnung erscheint, andererseits ist sie wechselbar, multidimensional, heterogen und manchmal auch gar widerspruchsvoll (vgl. Kajfosz 2003a: S. 65–78). Das Weltbild, das im Rahmen der phänomenologisch-hermeneutischen Fragestellung mit der Lebenswelt gleichgestellt werden kann, hat im gewissen Sinne systematischen (geordneten) Charakter, im gewissen Sinne wiederum unsystematischen (ungeordneten) Charakter. Das hängt mit der Tatsache zusammen, dass das Weltbild immer eine „Synthese“ des Konkreten und des Abstrakten, des postulierten Vorsprachlichen und Sprachlichen (des Natürlichen und Kulturellen) ist, sodass es weder auf eine „reine“, an sich seiende Wirklichkeit, noch auf die Sprache und auf alle anderen semiotischen Systeme, die dem Menschen die Wirklichkeit vermitteln, zurückgeführt werden kann.

Das Weltbild hat Zeichencharakter, es basiert auf einem relativ dauerhaftem System der Zeichen – darunter der Sprachzeichen – das der wahrgenommenen Wirklichkeit eine verhältnismäßig dauerhafte und einfache (übersichtliche) Struktur verleiht, wobei sich diese Wirklichkeit bei genauerer Betrachtung als radikale Mannigfaltigkeit zeigt. Schon Aristoteles betont, dass „die Worte und die Menge der Reden (der Zahl nach) begrenzt sind, die Dinge aber sind der Zahl nach unbegrenzt“ (Bocheński 1956, S. 64; vgl. Apel 1959, S. 17). Deswegen muss es dazu kommen, dass vielfältige Erscheinungen mit einem einzigen Begriff gestellt werden und dass sie dadurch auf eine Erscheinung reduziert werden (Eco 2000, S. 23). Die Sprache verhüllt somit durch ihre begrenzte Zahl der Begriffe einige Unterschiede des Seienden, andere hebt sie wieder hervor. Die Limitation der unendlich mannigfaltigen Wirklichkeit (ihre „Verschmelzung“ mit Begriffen der Sprache) erfolgt durch sprachbedingte Erfindung einer begrenzten und daher übersichtlichen Zahl der verhältnismäßig allgemeingültigen und dauerhaften Unterschiede und Ähnlichkeiten im wahrgenommenen Seienden, und zwar so, dass einige Aspekte des Seienden markant und maßgeblich, andere hinweggesehen und vergessen werden (Weisgerber 1964b, S. 204; Krapiec 1985, S. 33). Den Vorgang der „begrifflichen Verarbeitung“<sup>15</sup> der Wirklichkeit, in dem unendlich mannigfaltige und wechselbare Aspekte einer begrenzten Zahl der Begriffe zugeordnet werden, nennt man *Kategorisierung*. Sie besteht in „Stückelung“, Fixierung und vor allem in Vereinfachung des unendlich Vielfältigen und Abwechslungsreichen, sodass der Mensch sich in der Welt gut orientieren kann (vgl. Jackendoff 1983, Lakoff 1987, Maćkiewicz 1999a, S. 52–53). Die Einteilung des Seienden durch die Begriffe der Sprache bedeutet aber keine absolute Konsequenz und Kohärenz. Die kategorisierte Wirklichkeit (der Mensch kennt keine andere) ist voll von „Rissen“, „Sprüngen“ und „Brüchen“ – voll von Inkonsistenzen und Paradoxien, die bei genauerer Betrachtung der Welt zu Tage kommen. Im Zusammenhang damit entsteht die Frage, in welchen Umständen der Mensch überhaupt willens ist, die Welt einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Bei jeder genaueren Betrachtung droht nämlich der Verlust der inneren Sicherheit, dass man sich in der Welt vollkommen orientiert.

Dank der Kategorisierung erscheint die Lebenswelt dem Menschen als Reich der zuverlässigen Selbstverständlichkeit, die umso weniger reflektiert wird, je mehr „natürlich“

15. „Das Verhalten des sprachtüchtigen Menschen und die Art seiner sprachlichen Benennung beruht darauf, daß er die Erscheinungen nicht konkret-vereinzelt sieht, sondern kategorial, in begrifflicher Verarbeitung auffaßt“ (Weisgerber 1929, S. 18).

und vorhersehbar sie ist. Im Bezug auf die oben erwähnte Unterscheidung zwischen dem „formulierten“ und dem „unformulierten“ Wissen ist zu betonen, dass die Kategorisierung primär nicht bewusst geschieht. Man teilt die Welt nur selten bewusst in die einzelnen Sachverhalte oder Vorgänge.<sup>16</sup> Da, wo das Urteilen, das der Kategorisierung zu Grunde liegt, mehr Anstrengung und Erfindungskraft fordert, wird einem das Bemühen, das Konkrete und das Allgemeine in Einklang zu bringen, ausdrücklich bewusst: Manchmal wird man mit so einem Sachverhalt konfrontiert, dass man gezwungen ist, diesen zu *interpretieren*, zu *definieren* oder zu *typologisieren*. Dann wird die vorgenommene Einteilung der wahrgenommenen Wirklichkeit (auf Grund entsprechender Unterschiede und Ähnlichkeiten) gezielt durchgeführt. Man begreift, dass der angetroffene Sachverhalt keinem seiner Begriffe und keiner seiner bisherigen Erfahrungen entspricht. Ein solcher Sachverhalt ist *akategorial*, und zwar in dem Sinne, dass er keiner der eigenen Kategorien entspricht. Als *akategorial* erschien z. B. seinen ersten Entdeckern das Schnabeltier, da es sich um eine hybride „Mischung“ aus Ente, Fisch und Maulwurf handelte. Das vorgefundene, konkrete Schnabeltier (*token*) war *akategorial*, weil es keiner der Kategorien (*types*) seiner Entdecker entsprach, was natürlich nicht heißt, dass es mittels keiner Kategorie wahrgenommen wurde (Eco 2000, S. 58–59, S. 89, S. 241–244). Prinzipiell könnte man also zwischen zweierlei Erscheinungen unterscheiden: erstens den Erscheinungen, die *kategorial unproblematisch* sind, in dem Sinne, dass sie unseren Begriffen (und den mit ihnen zusammenhängenden Erfahrungen und Erwartungen) entsprechen, zweitens den Erscheinungen, die unseren Begriffen (und den mit ihnen zusammenhängenden Erfahrungen und Erwartungen) weniger entsprechen, was Angst, Unsicherheit oder sogar existentielle Not hervorrufen kann. Siehe folgendes Schema:

<b>KATEGORIAL UNPROBLEMATISCH – BEKANNT – EINGETEILT – GEORDNET –</b>
<b>SYSTEMATISCH – GUT INTERPRETIERBAR – VORHERSEHBAR –</b>
<b>ERWARTUNGSGEMÄSS – GEWÖHNLICH – BERUHIGEND – SICHER</b>
x
<b>AKATEGORIAL – UNBEKANNT – UNEINGETEILT – UNGEORDNET –</b>
<b>UNSYSTEMATISCH – SCHWER INTERPRETIERBAR – UNVORHERSEHBAR –</b>
<b>ÜBERRASCHEND – UNGEWÖHNLICH – BEUNRUHIGEND – UNSICHER</b>

Neben Sachverhalten in der Welt gelten als wahrnehmbare Erscheinungen selbst die Begriffe. Wenn man Sachverhalte in der Welt mit Begriffen (*Prototypen*<sup>17</sup>) vergleicht, kann man sagen, dass die wechselbaren Sachverhalte in der Welt eher *akategorial* sind, im Unterschied zu dauerhaften Begriffen, die in diesem Vergleich als *kategorial unproblematisch* gelten.<sup>18</sup> Analog dazu: *die wechselbare und multidimensionale Wirklichkeit ist akategorial im Vergleich mit den verallgemeinernden Aussagen der Sprache*, sodass der Mensch eine mehr oder weniger starke Tendenz aufweist, die verallgemeinernden Aussagen der Sprache zu

16. „Wir erlernen die meisten ‘Wortinhalte’ nicht bewußt, erst recht nicht kraft einer Definition; vielmehr ist gerade das die wunderbare Leistung der Sprache, daß unter ihrem Einfluß dieses Wissen unbewußt heranwächst; daß sie es dem Menschen ermöglicht, alle seine Erfahrungen zu einem Weltbild zu vereinigen, und ihn darüber vergessen läßt, wie er früher, vor der Spracherlernung, den Erscheinungen gegenüberstand“ (Weisgerber 1929, S. 29–30).

17. Der Prototyp könnte – vereinfacht – als eine Vorstellung von einem typischen Repräsentanten des entsprechenden Begriffes verstanden werden.

18. Alles, was der enkulturierte und sprachkundige Mensch wahrnimmt, ist von vornherein mit Begriffen seiner Sprache, sowie mit anderen sprachlichen und nichtsprachlichen Zeichen „verschmolzen“, was jedoch nicht heißt, daß man einen konkreten Sachverhalt einem Begriff nicht gegenüberstellen kann (so wie man dem Weltbild das sprachliche Weltbild gegenüberstellen kann).

überschätzen und die Wechselbarkeit und Multidimensionalität des Seienden wiederum zu unterschätzen, bis zur Selbsttäuschung. Diese „Schwäche des Diskurses“ – wie sie U. Eco nennt (Eco 2000, S. 23) – hat eine einfache phänomenologische Erklärung: Der innere Bedarf nach der Sicherheit und Geborgenheit ist der Grund für die Tendenz, die verallgemeinernden Aussagen der Sprache festzuhalten und die Wirklichkeit, zu der sich die verallgemeinernden Aussagen der Sprache beziehen, zu vergessen oder gar zu leugnen. Das kann man sowohl an Stereotypen (an vereinzelt Begriffen), als auch an stereotypen Urteilen, darunter an Sprichwörtern ausweisen. Die Rolle der Stereotype im Weltbild ähnelt in dieser Hinsicht der Rolle der Sprichwörter im Weltbild.

Unter *Stereotypen* verstehen wir Begriffe oder Begriffsstrukturen, die mit *erstarrten, vereinfachten, kollektiv bedingten und gepflegten Wirklichkeitsbildern* verbunden sind, die eine *eindeutige wertende Prägung* haben (Lippmann 1922, Bartmiński 2007, S. 54). Da überhaupt alle Begriffe mehr oder weniger mit erstarrten, vereinfachten und axiologisch geprägten Wirklichkeitsbildern verbunden sind, hat die Unterscheidung zwischen „gewöhnlichen“ Begriffen und Stereotypen eher heuristischen Charakter. Das Leben der Stereotype (wie das Leben aller Begriffe) erfolgt im Rahmen der Zusammenwirkung der unmittelbaren Erfahrung des einzelnen Menschen mit den Erfahrungen Anderer, die durch das Erzählte oder im Sprachsystem Niedergeschlagene an ihn vermittelt werden. Die Stereotype prägen die menschlichen Erwartungen, die Erwartungen wirken wieder in Erfahrungen hinein, die Erfahrungen stärken wiederum die mit entsprechenden Stereotypen verbundenen Erwartungen usw. Die Dialektik und der Einklang zwischen dem Stereotyp, der Erwartung und der Erfahrung kann durch eine zufällige Erfahrung durchbrochen werden, die einen Unterschied zwischen dem *Allgemeinen* (dem Begriff und dem mit ihm zusammenhängenden Wirklichkeitsbild) und dem *Konkreten* explizit macht, was zweierlei Folgen haben kann: entweder wird das Konkrete als unwesentliche Ausnahme geleugnet, oder es wird das Allgemeine in Frage gestellt und dadurch vielleicht auch modifiziert. Auch hier kann eine mehr oder weniger deutlich bewusste Befürchtung (oder im Gegenteil Abenteuerlust) vor dem Unsicheren eine gewisse Rolle spielen, also die Angst vor dem *Akategorialen* (vor dem Chaos, vor der Desorientierung), mit dem man konfrontiert wäre, wenn man seine Wirklichkeitsbilder (seine Vorstellungen) einer kritischen Untersuchung unterziehen, sie verändern oder gar aufgeben müsste. Für den Menschen ist also die Überzeugung wichtig, man orientiert sich gut in seiner Lebenswelt, man kann sie gut deuten und vorhersehen, was in ihr und mit ihr passiert; man kann sie unbegrenzt im kognitiven und im pragmatischen Sinne „kontrollieren“. Diese voraussichtlich allgemeinmenschliche Motivation liegt dem Glauben zu Grunde, dass es möglich ist, über eine beschränkte Zahl einfacher Regeln – der Sprichwörter – zu verfügen, die dem Menschen einen tadellosen Umgang mit der Welt sichern würden.

Das Sprichwort ist das Allgemeine (eine allgemeine Aussage), das etwas Konkretes (eine konkrete Handlung, Stellungnahme, Ansicht usw.) rechtfertigt. *Das Sprichwort, das etwas rechtfertigt, braucht selbst keine Rechtfertigung*. Wenn ein Sprichwort nicht zu einer Situation passt, wird es nicht gebraucht – es „existiert“ nicht; wenn es zu einer Situation passt, ist es dagegen vollkommen berechtigt. Die Vollkommenheit des Sprichwortes in der Situation, die von dem Sprichwort bestätigt wird, lässt keine Frage nach dem Wahrheitswert des Sprichwortes zu, sie lässt keinen Weg zum eventuellen Zweifeln am Sprichwort offen. Die Wahrheit des Sprichwortes kann prinzipiell nicht angezweifelt werden, weil das Sprichwort als eine „Regel des Weltgeschehens“ im Bezug auf das Entscheiden und Handeln immer

*post factum* erscheint. Das Sprichwort wird selten als eine mögliche Option in Erwägung gezogen, noch bevor man eine endgültige Entscheidung hinsichtlich eines Sachverhaltes getroffen hat, noch bevor man eine Stellung bezogen hat. Das Sprichwort, das eine bezogene Stellung oder vertretene Ansicht rechtfertigt, braucht selbst keine Rechtfertigung deswegen, dass es (als das Allgemeine) immer nur einer anderen (konkreten) Stellungnahme Legitimität verleiht. Sollte sich eine Haltung, die von einem Sprichwort gerechtfertigt wird, als fraglich erweisen, zieht sich das Sprichwort aus der Aktualität in die Potentialität zurück, es verliert den Status des Textes (*parole*) und als Bestandteil des Kodes (*langue*) wartet es auf seine weitere „Gelegenheit“, wo es wieder benutzt wird. Das bedeutet, dass das Sprichwort praktisch nie Gefahr läuft, es könnte selbst fraglich werden. Irren kann sich nur der konkrete Mensch, nicht das Sprichwort als eine allgemeine Wahrheit. Je eifriger man an die ausnahmslose Richtigkeit eines Sprichwortes glaubt, desto einfacher geht man in einer anderen Situation zu einem gegensätzlichen Sprichwort über (vgl. Arendt 2002, S. 238–239; Arendt 1998, S. 19). Die Abwechslung der Sprichwörter, die sich nebeneinander manchmal als widersprüchlich erweisen müssten, könnte man als *Situationsdogmatik* bezeichnen. Sie besteht darin, dass je nach Bedarf aus dem Gedächtnis Dogmen in Gestalt von Sprichwörtern herausgeholt werden oder sie geraten wiederum in Vergessenheit, sodass eventuelle Widersprüche zwischen ihnen unbemerkt bleiben.

Man kann annehmen, dass die Sprichwörter dadurch entstehen, dass eine kritische Einsicht in das Weltgeschehen, die in einer Aussage ihren Ausdruck findet, sich von dem Kontext ihrer Entstehung loslöst. Ein Sprichwort entsteht so, dass sich eine Aussage von ihrer Historizität befreit, dass sie sich von der Bindung an die konkreten Umstände ihrer Entstehung trennt (Barthes 2000, S. 277–278), wobei sich gleichzeitig zu dieser Aussage (*signifiant*<sup>1</sup> + *signifié*<sup>1</sup>) eine sekundäre Bedeutung (*signifié*<sup>2</sup>) gesellt, die man „Sprichwörtlichkeit“ nennen könnte – es gesellt sich zu dieser Aussage „Allgemeingültigsein“, „Weisheitsein“ und im Laufe der Zeit „Weisheit-der-Völker-sein“ oder „Erfahrung-der-Vorfahren-sein“. Eine solche Aussage wird dann keiner Begründung mehr bedürfen. Wenn man ein Sprichwort benutzt, erfreut man sich der Tatsache, dass man die Weisheit seiner Ahnen zu Wort kommen lässt, dass man Recht hat, dass man ebenso klug wie die mythischen (idealisierten) Vorfahren ist, und dass Situationen, die sonst uneindeutig wären, eindeutig werden. Die Zusatzbedeutung „Sprichwörtlichkeit“, die sich zu einer Aussage gesellt und sie in eine absolut gültige Wahrheit verwandelt – und dadurch verzeichnet – könnten wir im Anschluss an Roland Barthes *Mythos* nennen. Ein so verstandener Mythos „beseitigt die Kompliziertheit der menschlichen Handlungen, verleiht ihnen die Einfachheit der Essenz, liquidiert jede Dialektik, jeden Übergriff hinter das unmittelbar Anschauliche, er gestaltet die Welt ohne Widersprüche, er verschafft erfreuliche Klarheit“ (Barthes 2000, S. 278). Wenn man die barthessche Auffassung von Mythos und die Rolle der Sprichwörter innerhalb des Weltbildes in Zusammenhang setzt, darf man nicht vergessen, dass sowohl das eine, als auch das andere grundsätzlich ein *Ausdruck der Kategorisierung* (also: der begrifflichen Verarbeitung der Welt) ist, die für die Orientierung in der Welt *unentbehrlich* ist. An dieser Tatsache darf keine Kritik an Mythen, Stereotypen oder Sprichwörtern vorbeigehen. Dabei ist zu betonen, dass – was die Fähigkeit einer kritischen Auseinandersetzung mit Sprichwörtern (sowie Stereotypen) betrifft – jeder Mensch prinzipiell der kritischen Untersuchung seines Sprach- und Kulturgutes fähig ist, was im Zusammenhang mit der oben erwähnten transgressiven Rolle der Sprache, die das Denken möglich macht, steht.



Das Sprichwortgut, das im Rahmen des Weltbildes die Rolle der höchst Allgemeinen Essenz der Wahrheit – und daher die Rolle des höchst Systematischen (wo von einem Paradox keine Rede sein kann) – spielt, ist, genau betrachtet, voll von Widersprüchen. Dies ist das Recht der Kategorisierung, die aus dem radikal Vielfältigen eine Einheit macht. Dies ist auch das Recht des Stereotypes (in diesem Zusammenhang eines Sprichwortbildes), der über die radikale Mannigfaltigkeit und auch Widersprüchlichkeit der Objekte (der einzelnen Sprichwörter), auf die er sich bezieht, hinwegsieht. Noch anders gesagt: dies ist das Recht des menschlichen Erkennungsvermögens, am Allgemeinen (am Bild des Sprichwortes als einer vollkommenen, allgemeingültigen Wahrheit und Weisheit der Ahnen oder der Völker) zu haften und das Konkrete (die konkreten Sprichwörter und die konkreten Lebenssituationen) zu ignorieren. Jedenfalls lassen sich zwischen Sprichwörtern und Sachverhalten in der Welt verschiedene „Spalten“ und „Risse“ finden, wenn man sie einer kritischen Untersuchung unterzieht (Krzyżanowski 1980 S. 44, S. 93–94, S. 133). Wenn man das Sprichwortgut, das als Ganzes für Volksweisheit gehalten wird, auf der Ebene der einzelnen Sprichwörter untersucht, stellt man fest, dass die einzelnen Sprichwörter untereinander manchmal widersprüchlich sind. Es kommt daher, dass sich im Sprichwortgut vielerlei (historisch und kulturell bedingte) Betrachtungsweisen und Ansätze niedergeschlagen haben (Hołówka 1986, S. 136–137), u.a. magisch-fatalistisches Denken (wo die Herrschaft des Schicksals über der Welt anerkannt wird), christliche Volksreligion (wo jedes Unglück als Gottesstrafe für die begangenen Sünden angesehen wird), Humanismus (der mit Emanzipationstendenzen des Menschen und mit dem Mut zu radikalen traditionsfeindlichen Wenden zusammenhängt) usw. Das Sprichwortgut – das im Rahmen des Weltbildes die Rolle der *höchst Allgemeinen Essenz der Wahrheit*, und daher die Rolle des *höchst Systematischen* (also: paradoxlosen) spielt – ist, wie gesagt, voll von Kontradiktionen, wenn auch versteckten. Dies ist die notwendige Voraussetzung dafür, dass die Sprichwörter dem Menschen Argumente für verschiedene, und daher auch entgegengesetzte Haltungen liefern können.

Die fatalistische Haltung, die mit der Überzeugung verbunden ist, dass man in der Welt gar nichts ändern kann, wird z. B. durch folgendes deutsches Sprichwort gerechtfertigt: *‘seinem Schicksal kann niemand entgehen’*. Den Glauben an die Möglichkeit einer Veränderung zum Besseren und auf die Möglichkeit des aktiven Gestaltens seiner Zukunft, bestätigen Sprichwörter wie *‘jeder ist seines Schicksals Schmied’*, *‘jeder ist seines Glückes Schmied’*, *‘wollen ist können’*, *‘wo ein Wille ist, ist auch ein Weg’*, *‘dem Mutigen gehört die Welt’*, *‘dem Mutigen hilft das Glück’* oder auch das neutestamentliche *‘der Glaube kann Berge versetzen’*. Zum Sprichwortgut kann man greifen, wenn man bestätigen will, *‘alte Liebe rostet nicht’*, aber auch wenn man das Gegenteil bestätigen will: *‘alte Liebe rostet, wenn sie neue kostet’* oder *‘aus dem Leben – aus dem Sinn’*. Man kann Sprichwörter finden, die das Eigene dem Fremden bevorzugen oder umgekehrt: z. B. *‘jedem gefällt das Seine’*, *‘jedem Löffel gefällt sein Stiel’* und *‘aus fremder Küche schmeckt die Suppe gut’*. Man könnte weitere Beispiele der Paradoxie des Sprichwortgutes auflisten und feststellen, dass sich unter Sprichwörtern äußerst schwierig ein Motiv finden lässt, wo die sprichwörtliche Weltanschauung konsequent wäre (Hołówka 1986, S. 132). Durch Sprichwörter kann man äußerst gegensätzliche Haltungen rechtfertigen und sie nach Bedarf ändern und zwar so, dass man beim Vertreten irgendeiner Haltung seine vorhergehenden Haltungen und mit ihnen zusammenhängende Sprichwörter vergessen hat oder vergessen haben will. Dies ist der Grund dafür, dass der gesunde Menschenverstand praktisch nie eine „Erkennungskapitulation“ ausrufen muss, weil er in jeder Situation ein Sprichwort als eine eindeutige allgemeine Regel parat hat (Hołówka

1986, S. 137). Die Paradoxie des Sprichwortgutes könnte dabei über die Wirklichkeit, auf die sich die Sprichwörter beziehen, etwas Wesentliches verraten, und zwar das, dass sie tatsächlich mehr oder weniger ambivalenten Charakter hat. Dies will jedoch der gesunde Menschenverstand nicht wahrhaben, und zwar deswegen, weil eine solche Entdeckung die Vollkommenheit des Sprichwortes in Frage stellen würde, es sei denn, der gesunde Menschenverstand verwandelte selbst diese Entdeckung in eine vollkommene Wahrheit. Dies passiert tatsächlich und es findet seinen Ausdruck in beliebtesten Sprichwörtern oder Maximen der postmodernen Ära, wie etwa: *‘alles ist relativ’*, *‘jeder hat seine eigene Wahrheit’* oder *‘es gibt keine Wahrheit’* (vgl. Barthes 2000, S. 239–271).

Die Opposition gegen den Dogmatismus des Sprichwortes kann sich also selbst in Dogmatismus verwandeln. Anders gesagt: Der Skeptizismus gegenüber aller Verallgemeinerung (darunter gegen die Sprichwörter) kann selbst verallgemeinert werden. R. Barthes sagt in diesem Zusammenhang, dass „der Mythos sich aller Sachen bemächtigen kann, auch der Bewegung, die sich ihm widersetzt“ (Barthes 2000, S. 265, vgl. Arendt 1998, S. 16). Auch der Verlust der Wahrheit kann also zum einzigen „Prinzip“ erklärt werden, was die oben angeführten „postmodernen Sprichwörter“ beweisen, die, sofern dem Verfasser dieses Kapitels bekannt ist, bisher in keine Sprichwörterbücher eingedrungen sind, man kann aber annehmen, dass es nur eine Frage der Zeit ist. Die Konsequenzen der Kritik an Sprichwörtern können also durch ihre Verabsolutierung paradoxer Weise zu neuen Sprichwörtern führen, und zwar so, dass sie sich wieder vom Kontext ihres Entstehens lösen – dass sie verallgemeinert werden. Selbst der Versuch, Extreme zu vermeiden, kann zum Entstehen erstarrter Allgemeinaussagen führen, z. B.: *‘die Wahrheit liegt in der Mitte’*, *‘alles mit Maßen’* oder *‘halte Maß in allen Dingen, so wird dir jedes Werk gelingen’*. Selbst der Versuch, die Vollkommenheit der absoluten Wahrheiten zu mildern, führt also in gewissen Umständen zum Entstehen einer neuen „absoluten Wahrheit“ (zum Entstehen eines neuen wirklichkeitsfeindlichen Grundsatzes), was dem Verzicht auf das Ausüben der menschlichen Urteilskraft, also dem Verzicht auf das unaufhörliche Vermitteln zwischen dem Konkreten und dem Allgemeinen, gleicht.

### 3 DAS SPRICHWORT ALS AUSDRUCK DER ALLTAGSMETAPHYSIK

Wenn man Sprichwörter für einen besonderen Fall von *Folklore* hält – also für anonyme, spontan hergestellte und im entsprechenden sprachlich-kulturellen Milieu allgemeinverständliche Texte, die dank ihrer ständigen Reproduzierung zu Bestandteilen des sprachlich-kulturellen Systems werden (Bogatyrev, Jakobson 1929, S. 900–913) – kann man sie als eine unmittelbare Offenbarung des Weltbildes anerkennen. Man kann nämlich voraussetzen, dass das, was die gebrauchten Sprichwörter sagen, auch tatsächlich geglaubt wird oder dass es sich dem Menschen von allen möglichen Optionen am stärksten aufdrängt. Anders gesagt: Wenn sich das Weltbild einer Sprach- und Kulturgemeinschaft in sprachlichen Texten und besonders in standardisierten sprachlichen Texten (darunter in – wenn auch widersprüchlichen – Sprichwörtern) offenbart, kann das Weltbild aus diesen Texten mehr oder weniger akkurat rekonstruiert werden. Das Bild des Sprichwortes – also das, wofür das Sprichwort von seinen Trägern gehalten wird oder in einer Zeitperiode wurde – wird daran sichtbar, was die Sprichwörter über sich selbst aussagen. Die Sprichwörter identifizieren sich mit *Weisheit und Wahrheit*: z. B. *‘Sprichwörter sind die Weisheit auf der Gasse’*, *‘Sprichwort, Wahrheit’*.

Wenn man annimmt, dass das Sprichwort vom ausschlaggebenden Teil seiner Träger mit Wahrheit identifiziert wird (oder identifiziert wurde), ist von Bedeutung, welche die meist verbreitete Auffassung von Wahrheit ist (oder in gewisser Zeitperiode war). Auch dies wird an Sprichwörtern, aber auch auf allen anderen Ebenen des populären, gegenwärtigen oder vergangenen Diskurses sichtbar. Die in unserem Sprach- und Kulturraum meist verbreitete Auffassung von Wahrheit – nicht im Sinne einer strengen Definition, sondern im Sinne der wichtigsten konnotativen (also: mehr oder weniger schweigend begleitenden) Bedeutungen – lässt sich durch folgendes Schema wiedergeben:

WAHRHEIT – FERN (VERBORGEN) – DAUERHAFT (EWIG, FEST) – ALLGEMEIN  
(VOLLKOMMEN) – SICHER

x

UNWAHRHEIT – NAH (OFFENSICHTLICH) – VERGÄNGLICH (ZEITWEILIG,  
WECHSELBAR) – PARTIKULÄR (UNVOLLKOMMEN) – UNSICHER

Viele Argumente liefert in dieser Hinsicht die Lexik: Etwas *einsehen* heißt, etwas Wahrhaftes, was unter dem Oberflächlichen und Täuschenden steckt, zu ergreifen. Analogisch trifft ein *tiefer Gedanke* etwas, was hinter der Oberfläche steckt. *Hinterfragen* heißt wiederum danach zu fragen, was sich hinter dem Scheinbaren, hinter dem Irreführenden verbirgt. Man beachte auch den Begriff die *nackte Wahrheit*, die Redensart *‘die Maske fallen lassen’* oder das Sprichwort *‘im Abgrund wohnt die Wahrheit’*. Dass man sich etwas *vor Augen führen* muss, dass man *mit der Wahrheit herausrückt* oder dass *die Wahrheit aus dem Winkel hervorkommt* setzt ebenso voraus, dass das Wahre im Prinzip fern von der menschlichen Sehweite liegt, dass es verborgen ist. Im Bezug auf die räumliche Dimension dieser konzeptuellen Metapher (Lakoff, Johnson 1980) lässt sich sagen, dass der Unterschied zwischen dem Wahrhaften und dem Unwahrhaften im Unterschied zwischen dem *Fernen* und dem *Nahen* (oder im Unterschied zwischen dem *Offensichtlichen* und dem *Versteckten*) besteht. Im Bezug auf die zeitliche Dimension entspricht der Unterschied zwischen dem Wahrhaften und dem Unwahrhaften dem Unterschied zwischen dem *Dauerhaften* und dem *Vergänglichen* (oder im Unterschied zwischen dem *Ewigen* und dem *Zeitweiligen*), was wieder auf verschiedenen Ebenen des populären Diskurses sichtbar wird, darunter an Sprichwörtern, wie *‘die Lüge geht, die Wahrheit besteht’*, *‘Wahrheit besteht, Lügen vergeht’* oder *‘was lange hält, wird (endlich) gut’*. Sie setzen voraus, dass die Zeit der fortdauernden Wahrheit nicht schadet, sondern ihr vielmehr hilft, weil sie das Unwahrhafte beseitigt.

Neben lexikologischen und parämiologischen Beweisen könnte man auch andere Beweise (z. B. aus der narrativen Folklore) heranziehen, die die Berechtigung der oben aufgezählten denotativen und konnotativen (als formuliertes und als unformuliertes Wissen verstandenen) Bedeutungen der Wahrheit bestätigen würden.

Mit den Konnotationen, die den Begriff der Wahrheit als *unformuliertes Wissen* begleiten und manchmal auch *formuliert* werden (in Denotationen verwandelt werden), hängt die Tendenz zum Unterschätzen oder sogar zum Leugnen des vergänglichen und partikulären Konkreten und zum Haften am dauerhaften, allgemeingültigen und sicheren Allgemeinen zusammen. Man könnte diese Tendenz als *Alltagsmetaphysik* oder als *Volksmetaphysik* bezeichnen. Eine solche Tendenz, die mit der Angst vor dem Wechselbaren, Unsicheren, Unübersehbaren oder dem Chaotischen in Zusammenhang zu setzen ist, kann verschiedene Äußerungen haben, darunter auch systematisch-philosophische Äußerungen: z. B. das archaische Bemühen, die ewigen, einzig wahren Muster, die dem Menschen am Anfang

der Zeit (*in illo tempore*) anvertraut wurden, treu nachzuahmen; die Lehre von der ewigen Wiederkehr oder die Fixierung des Lebens Jesu Christi im Kalender (also im Zeitkreis); die vorsokratische Suche nach dem ursprünglichsten „Baustein“ der Welt (*arche*), auf den sich das ganze Seiende zurückführen ließe; die Ideenlehre Platons; den gnostischen Dualismus des scheinbaren Diesseits und des einzig wahren, vollkommenen, unveränderlichen Jenseits, der im volkstümlichen Christentum Europas ständig lebhaft ist (vgl. Eliade 1998, Gottfried 1984, Pokorný 1986) usw. Alle diese Beispiele kann man als Ausdruck der Suche nach dem Dauerhaften und Homogenen (und daher Einfachen), dass sich hinter dem Flüchtigen und Heterogenen (und daher Komplizierten) verbirgt, betrachten.

Diese Tendenz kann man als eine Flucht vor dem *Chaos* des Konkreten in den *Kosmos* des Abstrakten verstehen, die da gefährlich werden kann, wo die Angst vor dem Chaos die Überzeugungskraft der einzelnen Erfahrungen mit der Welt völlig überwältigt. Für einen der Ausdrücke solcher kognitiv motivierten Alltagsmetaphysik kann man die Überzeugung halten, dass durch Sprichwörter die allgemeine Wahrheit getroffen wird, die die konkreten Lebenssituationen, hinter denen sie sich verbirgt, eindeutig erklären kann. Wie gesagt, zeigt sich die Sehnsucht nach dem *Kosmos* – also nach der Kontrolle über das Weltgeschehen – oft daran, dass die Tatsachen, die mit einem Sprichwort nicht übereinstimmen, verstümmelt oder gelehrt werden. Der Gebrauch des Sprichwortes (so wie andere Äußerungen des metaphysischen Denkens) kann also der Wirklichkeit mehr oder weniger Gewalt antun, indem er die Ambivalenz und Ambiguität einer Situation, deren Eindeutigkeit das Sprichwort bestätigen soll, nivelliert. In der Anwendung des Sprichwortes als eines eindeutigen, allgemeinen „Prinzips“ werden die Momente der Wirklichkeit, die mit ihm nicht übereinstimmen, ausgeschlossen. Mit anderen Worten: Auf Grund des Bemühens, das radikal Mannigfaltige und Wandelbare mit dem einen, einzig wahren „Prinzip“ in Einklang zu bringen, werden ganze Abschnitte der wahrgenommenen Welt ignoriert. Wenn man die Auffassung von Denken in Betracht zieht, wie sie z. B. bei Hannah Arendt zu finden ist, wo das Denken im unaufhörlichen Überprüfen der eigenen Gedanken (Thesen) im Bezug auf die Welt besteht, sodass jedes Ergebnis des Denkens nie als endgültig betrachtet werden kann (Arendt 2002, S. 132–133, S. 235, Arendt 1998, S. 8), wird sich das Sprichwort (als „erstarrter Gedanke“ verstanden) als denkenfeindlich erweisen, indem es durch seine vollkommene Klarheit und Eindeutigkeit weiteres Denken überflüssig macht.

Dies ist kein Versuch, das Sprichwort als eine „Täuschung des Diskurses“ zu entwerten. Es ist eher ein Versuch, seine potentiellen Stärken und Schwächen zu zeigen im Bezug auf das menschliche Vermögen, sich in der Welt zu orientieren. Es wurde hier auf der einen Seite der Versuch unternommen zu zeigen, dass die Suche nach dem Allgemeinen (nach dem Dauerhaften) ein legitimer Ausdruck der Kategorisierungsprozesse, ein legitimer Ausdruck der sprachlichen Verarbeitung der Wirklichkeit (darunter ihrer Einteilung, Systematisierung, Vereinfachung und Immobilisierung) ist. Auf der anderen Seite ist zu betonen, dass mit Sprichwörtern – sowie mit allen Begriffen (Stereotypen) – die Gefahr verbunden ist, die darin besteht, dass sich die Verallgemeinerungen der Sprache von der Wirklichkeit (als radikale Vielfalt verstanden) manchmal soweit loslösen können, dass sie eher zum Hindernis auf dem Weg zu ihrem Erschließen werden.